dtv

Dieses bewegende autobiographische Buch beschreibt die letzten Lebensjahre der alternden Mutter, die liebevolle Zuwendung der Tochter und die Kämpfe zwischen den beiden Frauen. Wenn die Eltern hilflos und bedürftig werden und doch weiterhin die alte Autorität beanspruchen, stellen sich ganz widersprüchliche Gefühle ein. Präzise und ehrlich beschreibt Pierrette Fleutiaux den Weg von der Auflösung des einstigen Hauses zum Umzug in das passende Altersheim, die alltäglichen Kleinigkeiten, an denen sich der Wandel vom Früher zum Heute ablesen läßt, aber auch die Konflikte und Schuldgefühle. Die Tochter lebt weit entfernt von Paris und besucht die Mutter regelmäßig, aber für die Mutter eben nicht oft genug. Der Zwiespalt für die Tochter wird so groß, daß sie zeitweilig nicht mehr schreiben kann.

Erst Jahre nach dem Tod der Mutter kann sie dieses Thema aufgreifen, kann das Buch schreiben, das wie das französische Gegenstück zu Philip Roths ‹Mein Leben als Sohn› wirkt. Klar und anschaulich beschreibt Pierrette Fleutiaux einen Wandel im Leben und in den familiären Beziehungen, der uns allen bevorsteht.

Pierrette Fleutiaux, 1941 geboren, studierte Englisch in Limoges, Poitiers, Bordeaux und London. Sie veröffentlichte zahlreiche Bücher und erhielt für den ersten Roman ‹Nous sommes eternels› den Prix Fémina.

Pierrette Fleutiaux

Faß dich kurz, Liebes

Roman

Aus dem Französischen
von Holger Fock und Sabine Müller

Deutschen Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Januar 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Lizenzausgabe mit Genehmigung des C. H. Beck Verlages,
München
© Actes Sud, 2001
Titel der Originalausgabe:
«Des phrases courtes, ma chérie»
© der deutschsprachigen Ausgabe: Verlag C. H. Beck oHG, München 2003
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer
unter Verwendung eines Fotos von
gettyimages/ Marc Grimberg
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13628-0

Zellophan

In dem Land, in dem ich lebe, gibt es eine Stadt, die keiner anderen gleicht. Die Menschen dort sind wie in Zellophan gehüllt. Die Häuser sehen aus wie bloße Fassaden, obwohl sie sicher massiv, aus Granit oder Beton, gebaut sind, und die Straßen kommen mir unwirklich vor. Obwohl ich sie seit vielen Jahren entlanggehe, kann ich mir ihre Namen nicht merken. Ich halte mich an wenige Punkte, Geschäfte, Zweckbauten, und meine Wege sind fast immer dieselben.

Was abseits davon liegt, kenne ich kaum. Ich sehe eine alte Steinbrücke über einen Fluß, einen Aquädukt, der eine Gartenlandschaft überspannt, einen Horizont von dunstverhangenen Hügeln, Ansichten, die Traumbildern gleichen. Natürlich hat die Stadt eine Geschichte, aber auch sie ist wie in unsichtbares Zellophan gehüllt, sie geht mich nichts an, so wenig wie ihre Bewohner, Häuser und Straßen.

Trotzdem bin ich regelmäßig hierhergekommen. Und sollte es einmal keinen Grund mehr dazu geben, wird kaum ein Tag vergehen, an dem ich nicht an diese Stadt denken werde.

Gestern habe ich mir einen Film über einen großen Porzellanhersteller aus der Region angeschaut. Ich bin ins Kino gegangen, weil in einer Szene meine Schwägerin zu sehen ist. Der Film hat mir gefallen, doch ich konnte die tatsäch-

lich existierenden Schauplätze, die der Filmemacher zeigt, nicht mit der Stadt verbinden, die mich umtreibt.

Im Stadtzentrum steht ein Haus, das mich anzieht, als wäre da ein Geliebter. Wo auch immer auf dieser Welt ich mich befinde, es lenkt meine Gedanken auf sich, es sorgt dafür, daß ich mehrmals täglich zum Telefon laufe, daß ich zum Bahnhof renne oder mich ins Auto setze. Es ist ein mehrstöckiger, zweiflügliger Neubau, rosa verputzt, in den unteren Fensterhälften ist als Sichtschutz Milchglas eingesetzt, zwei oder drei Balkons sind bepflanzt. Hinter dem Haus befindet sich ein kleiner, für Autos gesperrter Platz. Ein paar Bäume, Blumenbeete, Bänke.

Vom Bahnhof ist es nur eine Viertelstunde bis dorthin. Ich verzichte auf Taxi oder Bus, hänge mir die Tasche um die Schulter und gehe zu Fuß. Manchmal mache ich in einem Café halt und rauche eine Zigarette. Nicht wegen des Cafés, es interessiert mich ebensowenig wie die Straßen, aber ich muß mich langsam nähern.

Oft denke ich: «Nimm eine Seite, schreib auf, was du siehst, es ist eine Stadt wie jede andere, irgend etwas muß es doch über sie zu sagen geben. Schreib eine Novelle, ein Gedicht, schreib, verflixt noch mal, wozu bist du Schriftstellerin?»

Aber mein Füller scheint ebenfalls in einer durchsichtigen Folie zu stecken. Meiner Hand fehlt die Kraft, um ihn herauszuziehen. Ich bin selbst unter Zellophan gebannt. Laufen hingegen, das geht. Manchmal mache ich große Umwege, gehe bis ans andere Ende der Welt, renne hin und her, wie es sich gehört, doch irgendwann lande ich immer auf dem Weg zu dem rosa verputzten Haus, als wäre es in mein Schicksalsbuch geschrieben, als wären alle anderen Dinge in meinem Leben nur lose Blätter.

Ich komme vorbei an Banken, Kinos, einem Supermarkt und einem großen Gymnasium, das mir etwas bedeuten müßte, denn ich bin dort ein Jahr lang zur Schule gegangen, anläßlich des Erscheinens eines meiner Bücher wurde ich dort sogar einmal geehrt, aber die Schule ist mir gleichgültig, sie ist für mich ebenso nichtssagend wie jedes x-beliebige andere Gebäude. Auch eine Filiale von *Damart* liegt auf dem Weg. Nur wenige wissen wirklich, was das für ein Geschäft ist, aber ich weiß es, und das Schild *Damart* rührt etwas in mir auf. Ein Lächeln, weder traurig noch fröhlich, huscht über mein Gesicht.

Am Ende der Straße, kurz vor meinem Ziel, befindet sich ein Schuh- und Lederwarengeschäft. Ich besitze einige Schuhe aus diesem Laden, die ich nicht oder nur sehr wenig getragen habe. In der Regel habe nicht ich sie gekauft, ich habe sie bloß anprobiert und mir schenken lassen. Es ist ein besonderes Übereinkommen, das nur wir zwei, meine Mutter und ich, geschlossen haben. Die Verkäuferin spielt höchstens eine Nebenrolle, und der ganze Laden ist lediglich Kulisse.

Vor dem Schaufenster lasse ich mir ein wenig Zeit. Woran erkennt man, daß es keine «echten» Schuhe sind? Nur daran, daß es sie hier zu kaufen gibt. Dennoch bleibe ich jedesmal eine Weile stehen, um sie anzuschauen, und es kann gut sein, daß ich auch diesmal wieder ein Paar mit nach Hause nehme.

Und am Ende, praktisch dort, wo ich die Straßenseite wechsle, kommt auf der rechten Seite das Tabakgeschäft. Von weitem sehe ich das blaue Päckchen mit den angeblich leichten Camels, das hübsche gelbe Dromedar, das mir vor der spitzen Pyramide zuwinkt, es ist das Feld meines persönlichen Gänsespiels, auf das ich unweigerlich komme, gleich welche Karte ich ziehe, und dort endet jeder meiner

Versuche, das Rauchen aufzugeben. Dazu kaufe ich ein paar Päckchen Kaugummi, eine Zeitung, ob Lokalblatt oder überregional spielt keine Rolle, ich lese sie sowieso nicht. Ich habe dort Schlüsselanhänger gekauft, einen kleinen Aschenbecher aus Steingut, lächerliche Figuren, und manchmal bin ich so angespannt, so niedergeschlagen, daß ich alles mögliche kaufen könnte, oder vielmehr alles könnte mich kaufen. Es mag so aussehen, als stellte ich die Zeitung auf eine Stufe mit dem Kleinkram, der dort angeboten wird. Dem ist jedoch nicht so. Ich halte die regionalen, überregionalen oder internationalen Nachrichten keineswegs für überflüssig. Doch dort, wo ich hingehe, braucht man keine Zeitung. Ich nehme sie aus Gewohnheit mit, oder um mich zu schützen, weil ich abergläubisch bin. Zeitung, halte mich fest in der Welt der Lebenden!

Dann bin ich da, kann nicht mehr entkommen. Ich stehe auf dem Pflaster des Vorplatzes, jetzt kann man mich von jedem Fenster des Gebäudes aus sehen. Ich bin am Ziel meiner Reise, betrete ein Gelände, auf dem alles, was ich kenne, nichts mehr gilt. Es ist ein namenloser, kleiner Platz, auf dem viele Blumen stehen, beinahe hübsch. Ich hätte mir die Orte vor dem Tod anders ausgemalt, ich werde lernen, daß sie so aussehen können.

An der Tür erwartet mich ein Führer, vor dem ich mein persönlichstes Gepäck ablege: meinen Willen, meine Erinnerung, meine Wünsche. Über alles legt sich unverzüglich eine dünne Haut. Sobald ich auf den Platz getreten bin und unter den Fenstern auftauche, ist der unsichtbare Führer da. Ich händige ihm mein Leben aus, bewege mich blind in einem Labyrinth, dessen Bauplan ich nicht kenne, und mein Führer ist stumm, niemals werde ich ihn sehen, etwas fragen, zur Seite stoßen oder ihm entfliehen können.

Der Führer: eine Gestalt, die ich anhand einiger rätselhafter Signale erkennen kann, die meinen Körper durchlaufen, meine letzte Phantasiegestalt, nach der nichts mehr kommt, was ich benennen könnte.

Auf diesem Gelände, das ich seit sieben Jahren durchmesse, habe ich nichts in der Hand, steuere ich nichts, werde ich auf einem vorgezeichneten Weg geführt, der dort schon immer auf mich gewartet hat und auf dem mir nichts von dem, was ich gelernt habe, weiterhelfen kann.

Ich befürchte, in meinem Bericht (der lange nach jener Zeit entsteht) werde ich abschweifen. Ich würde gern den einfachsten, den direktesten Weg darüber zu schreiben finden, aber er verflüchtigt sich immer wieder, Gespenster lauern auf ihm, Abgründe, große Wolken, die ihn verdunkeln. Ich weiß nicht, wie ich es schaffen soll.

Eine Geisterstadt und mitten drin ein Geisterhaus, in dem eine Frau, die noch lebt, mit der unsichtbaren Folie kämpft, die sie einschließt. Sie versucht, sie zu zerreißen, sie zu öffnen, sie gibt denjenigen Zeichen, die auf der anderen Seite stehen, sie strengt sich so sehr an, zeigt so viel Ausdauer, und den Außenstehenden erscheinen ihre Bewegungen fehl am Platz, im wahrsten Sinne des Wortes übertrieben, denn sie sehen nicht, was diese Frau immer mehr einschnürt.

Ich sehe diesem Kampf zu, zähle die Siege und die Niederlagen. Gewonnen, verloren, gewonnen, verloren, wieder gewonnen. Manchmal wünsche ich mir, daß sie aufgibt, daß sie sich endlich geschlagen gibt, daß es ein Ende hat. Oft bin ich tief bewegt vor Staunen, vor Bewunderung, ich würde am liebsten Beifall klatschen, wünschte, es gäbe einen Zeugen, dem ich Ovationen entlocken könnte, doch diese Kämpfe finden in größter Einsamkeit statt, man muß sehr

nahe dran sein, sehr aufmerksam sein, um sie wahrzunehmen. Ich bin so nahe dran, daß ich selbst viele Schläge abbekomme.

Eine Frau, die ganz allein in dieser unsichtbaren Hülle versinkt, und ich bin ihr einziger Zeuge.

Lange vor dieser Zeit, als mein Sohn geboren wurde, erlebte ich, wie unvermittelt Freude und Liebe in mir aufkamen. Freude, Liebe, bekannte Gefühle, die nun allerdings in einem neuen, verstörenden Licht erschienen. Doch am meisten erinnere ich mich an etwas anderes. Es geschah einige Stunden nach der Entbindung, nachdem langsam Ruhe eingekehrt, das Kind gewaschen und die Besucher gegangen waren. Ich lag auf meinem Bett, mein schmerzender Körper erholte sich, und auch das Kind erholte sich von seinem großen Schock und schlief in seiner Wiege. Der Abend brach früh herein, denn es war November. Es war in einer jener ziemlich kurzen Ruhephasen im Krankenhaus, ein wunderbarer Augenblick des Friedens und der Stille zwischen Wickeln, Baden und Füttern. Irgend etwas traf mich wie ein Faustschlag, versetzte mir einen Schock, und von dem Augenblick an verwandelte sich meine ganze Wahrnehmung. Jetzt war mein flatterhaftes Leben als ungebundenes Atom zu Ende, von nun an war ich der Hauptzeuge eines Menschen, von einer monströsen Lebens- und Todesmaschine in die Pflicht genommen, auf die ich keinen Einfluß hatte, an die ich, machtlos und dennoch verantwortlich, gebunden war. Es war ein vollkommen neues Gefühl von verblüffendem Ernst.

Sieben Jahre lang konnte ich nicht schreiben. Ich jammerte allerdings in meinem Tagebuch, verfaßte unbedeutende Schilderungen des Alltags und der ewigen Wiederkehr des Gleichen, die manchmal von Worten erschüttert wur-

den, die wie Blitze am Horizont einer langen Zeit des Wartens auftauchten und verhinderten, daß ich völlig vergaß ... was eigentlich? Daß es eine grundlegende Freiheit gibt, Unbeschwertheit und Ungebundenheit, daß man machen kann, was man will, leben oder sterben, und schreiben, was einem in den Sinn kommt.

Das Kind ging in die Schule, die unerhörte Kette lockerte sich allmählich, war zumindest nicht mehr allgegenwärtig. Doch etwas ist geblieben. Ich kann nur noch schreiben, wenn ich niemanden um mich habe, in der ganzen Wohnung nicht, absolut niemanden. Die Suche nach einem ungestörten Ort (Umzüge, Fluchtversuche, Auseinandersetzungen, Sicherung des Lebensunterhalts, Sorgen über Sorgen) hat in meinem Leben viele Jahre beansprucht. Die bekannte Geschichte. Ein Keller und ein Teller, der vor der Tür abgestellt wird. Ein Zimmer für mich allein.

Sieben Jahre, um meinem Kind ins Leben hineinzuhelfen, sieben Jahre, um meine Mutter aus dem Leben hinauszubegleiten.

Es kommt mir ziemlich sonderbar vor, «ich», «mein Kind», «meine Mutter» zu sagen. Ich habe mein Kind dafür verabscheut (natürlich nicht meinen Jungen, sondern das Kind an sich), daß es mich so sehr an mein «Ich» fesselte, sich an mich heftete, und aus demselben Grund verabscheute ich meine Mutter, doch heftiger, erbitterter, mit einer Wut, die so groß war wie unsere Zuneigung. Das Kind entfernte sich zunehmend von mir, doch meine Mutter war auf einem Weg, auf dem sie mit Haken und Ösen kämpfte und mit Harpunen nach allem warf, sie suchte die totale Umklammerung vor dem großen Sturz und darüber hinaus. Über den Tod hinaus.

Es fällt mir nicht leicht, darüber zu schreiben. Dieser tastende Versuch der Annäherung an meine Mutter und damit an mein eigenes «Ich» gibt mir keine Kraft. Ständig geht mir der Atem aus, und ich habe wieder maßlos zu rauchen angefangen. Ich habe selten einen Essay geschrieben. Wenn man mich um einen Text über irgendein Thema bittet, werde ich zum Kind, das seine Hausaufgaben macht, dann fehlt mir jede Sicherheit, ich habe Angst vor jedem Wort; Auftraggeber oder mögliche Leser sind für dieses Kind wie Erwachsene, sie wissen mehr, sie wissen es besser. Meistens drücke ich mich davor.

Ich fühle mich nur in der Fiktion wohl, und um so wohler, je weiter sie von dem entfernt ist, was ich erlebt habe. Die fiktive Welt gibt mir eine Art blinde Sicherheit, als würde der Roman schon im voraus existieren, und ich müßte mich nur bemühen, ihn zu finden. Romane sind behelfsmäßige Konstruktionen, wie Arbeitshypothesen von Wissenschaftlern, in denen der letzte Stand ihrer Erkenntnisse Gestalt annimmt. Mein «Ich» ist dabei nicht im Spiel. Doch meine Mutter läßt sich nicht zurechtschneidern, ich bringe sie in keinem Roman unter.

Am liebsten wäre es ihr gewesen, ich wäre an ihrer Seite mit ihr gestorben, hätte sie mit meinem Körper zugedeckt. Und dann, wenn ich, von ihr entbunden, wiederauferstanden wäre, hätte ich ihr Leben fortgesetzt. Das hätte ich auch gewollt. Das wäre gerecht und gut gewesen in diesem dunklen und unbegreiflichen Reich, das wir geteilt haben.

Sie hat bei diesem Kampf ihre ganze Verführungskunst eingesetzt, und ich habe sie brutal zurückgewiesen. Sie wußte eigentlich nicht, was sie tat, und ich wußte kaum mehr. Doch ich sah zu, und es war herzzerreißend.

Wählen

Berechnungen, die man anstellt.
Welcher Elternteil wird als erster sterben? Wie wird der andere reagieren? Mal läßt man den einen sterben, dann den anderen, und die Tragweite des Ereignisses betrachtet man auf einer Karte, die ebenso unvollständig und phantastisch ist wie die ersten Weltkarten. Das Schlimme ist, daß man die Frage formuliert: Wen sollte der Tod länger verschonen, sie oder ihn? Schlimmer noch: Man trifft eine Entscheidung.

Man tut es mit leichtem Strich, ohne Nachdruck. Die Freunde tun es ebenso, wenn es um ihre Eltern geht. Kleine Funken, die im Gespräch aufleuchten, die man löscht, wieder anfacht. Liebe Leute, nehmt es ihnen nicht übel, es sind nur Kinder, die große Angst haben.

Man errichtet Gedankengebäude, die jeden Augenblick einzustürzen drohen. In einem großen Sack, den man immer auf dem Rücken trägt, sammelt man Artikel, Nachrichten, Augenzeugenberichte. Man interessiert sich für andere Kulturen, beschäftigt sich mit Soziologie, schüttelt ungläubig den Kopf, gräbt alte Familiengeschichten aus, die man während der turbulenten Zeiten des Erwachsenenseins vergessen hatte.

Wie war das mit Urgroßmutter? Sie wurde neunzig, oder? Sie lebte auf dem Land, saß immer auf der Steinbank

vor dem Haus, um sie herum pickten Hühner, und sie streute ihnen ab und zu Körner. Auf einem Bauernhof ist immer viel los, es ist ein schlechtes Beispiel. Und Großmutter? Sie zog zu ihrer Tochter und dem Schwiegersohn, denjenigen also, um die wir uns augenblicklich sorgen. Die hatten ein großes Haus und waren beide in Rente, also auch ein schlechtes Beispiel. Und der andere Großvater? Er hatte eine «Haushälterin» angenommen, eine alte, vertrocknete Jungfer, die ihn hingebungsvoll pflegte. Dieser Menschenschlag ist ausgestorben, auch dieses Beispiel scheidet aus.

Bei einem alten Ehepaar hält sich der eine an der Schwäche des anderen aufrecht, doch wenn man einem von beiden die Stütze wegnimmt, verliert er jeden Halt und bricht innerlich zusammen. Wer kennt schon genau die Verteilung von Stärken und Schwächen? Bei einem alten Ehepaar weiß man nicht mehr, was zu wem gehört. Auch da sind die Karten unsicher, veraltet, zu oft übermalt und ausradiert.

Vor allem weiß man nicht, was dort, am Ende des Weges, an der Grenze zum Unbekannten passiert. Die Zeit krümmt sich vor einem nahenden Objekt von ungeheurem Ausmaß, schwarze Löcher stürzen in sich zusammen, chemische Prozesse drehen sich um . . . die Gesetze, auf denen das irdische Dasein gründet, fliegen in alle Richtungen auseinander, und hinter einem vertrauten Anblick taucht vielleicht ein Alien auf.

Was wird der Zurückbleibende wollen, was wird er zurückweisen?

Und wenn er in dieser *terra incognita*, die so viel Angst einflößt, das Höchstalter erreicht, wie alt werden dann seine Kinder sein, und wie rüstig werden sie noch sein? Wie

alt ist die Tochter einer Achtzigjährigen? Wie alt die einer Zweihundertjährigen?

Man kehrt zurück in vertraute Gefilde, man faßt zusammen, stellt die einzelnen Charakterzüge heraus, sammelt die Bemerkungen, die der eine oder andere hat fallen lassen, man listet auf.

Der Vater.

Er hat sich so gut wie nie über die Waschmaschine gebeugt, wußte nicht, wie man den Herd bedient, hat nie einen Topf angefaßt, es sei denn, als die Kinder klein waren und er *Mousse au chocolat* kochte, seine Spezialität und Domäne, aber selbst dabei stand ihm seine Frau zur Seite, reichte ihm die Zutaten, schlug den Eischnee und räumte anschließend alles wieder auf.

Der Vater langweilt sich schnell, wenn er in Gesellschaft ist, die Sorge um gute nachbarschaftliche Beziehungen überläßt er seiner Frau. Sie kümmert sich um den familiären Zusammenhalt, ebenso um die Herzenswünsche: ein moderner Mikrowellenherd, ein festliches Mittagessen mit den Kindern, die Erneuerung des Wandanstrichs. Er, verdutzt: «Was sie alles will!» Sie, beleidigt: «Ich will leben wie alle anderen ...» Sie telefoniert, ist verärgert, regt sich auf, sie schäumt, bei Mutter ist immer etwas los. Der Vater zieht sich in sein Arbeitszimmer zurück. Mit winzigen Schritten, er leidet an der Parkinsonschen Krankheit.

Schon seit langem zieht er keine Rosen mehr im Garten. Es ist zu aufwendig.

Stiefmütterchen und Veilchen sind noch gepflanzt. Die beiden Beete am Hauseingang zu pflegen ist anstrengend, doch er will sie nicht aufgeben. Wenn es nach seiner Frau ginge, wären sie verschwunden, aber sie läßt ihn gewähren.

Sie weiß den Grund für seinen gärtnerischen Eigensinn: Er liebt den französischen Namen für Stiefmütterchen: «pensées», Gedanken. Von der Hochachtung, die er für Bücher, Erziehung und Schule hatte, zeugen jetzt nur noch diese kleinen bunten Blumen mit den samtigen Blüten. Dagegen sind die bescheidenen blauen Blüten der Veilchen reines Herzblut. Er war schon immer ein wenig romantisch. Reine Sentimentalität, sagt seine Frau mit Blick auf die Beete. Doch nach seinem Tod pflegt sie sie weiter.

Die riesigen gelben Gartenkürbisse, die längs der Hauswand wachsen, sind sein letzter Stolz. Sie gedeihen prächtig, blähen sich auf wie die Frösche in der Fabel, ihre leuchtende Farbe wetteifert mit der Sonne. Dieses pflanzliche Leben hat eine irrsinnige Lebenskraft, es behauptet dreist seinen Platz und wuchert sorglos im immer kahleren Garten. Mit derselben glücklichen Verwunderung sieht er mehrmals am Tag nach ihnen. Für das Minimum an Pflege wird er von ihnen reich belohnt: Sie schwellen prachtvoll an, und unter den großen Blättern sitzen haufenweise kleine runde Babykürbisse. Trotzdem kümmert er sich nicht mehr um sie. Sie sind zu schwer geworden, selbst das Minimum an Pflege ist nun schon zuviel.

Sein Auto: ein großer, weißer Mercedes, heutzutage ein Liebhaberfahrzeug, wahrscheinlich sein einziges männliches Schmuckstück. Er kann ihn nicht mehr fahren. Ihn verkaufen hieße abtreten. Der Wagen steht in der Garage, ein Automechaniker kommt regelmäßig zur Inspektion, die Ehre bleibt unangetastet. Daß seine Frau ihn fährt, kommt selbstverständlich nicht in Frage. Die Nachbarschaft soll nicht wissen, daß der König abgedankt hat. Sie hat sich einen kleinen Wagen gekauft, mit Automatikgetriebe, wegen der Unfallfolgen an ihrem Bein. Die große weiße Karosse in der

Garage schert sie nicht. Sie würde sie lieber heute als morgen verkaufen, wenn sie könnte. Sie hat herausgefunden, daß sie sehr gut Auto fährt, Gasgeben, Wenden und Einparken virtuos beherrscht. Ihr Sinn fürs Praktische macht sich hervorragend im Straßenverkehr, in den Kurven lag sie schon immer gut. So flitzt sie munter überall in der Stadt herum und sammelt Neuigkeiten.

Man darf nicht vergessen: Sie ist um einige Jahre jünger.

Vor dem Zugfahren fürchtet sich die Mutter nicht. Daß sie nie ein Flugzeug bestiegen hat, liegt, soviel ist klar, an ihrem Ehemann.

Sie liebt alles Moderne, lobt es, prahlt damit. Sie ist ja auch Wissenschaftlerin, und Wissenschaft bedeutet Fortschritt, Weiterentwicklung. Außerdem erleichtern die modernen Geräte den Frauen das Leben. Er ist ein Mann von klassischer Bildung, alte Texte, die Ruhe in seinem Arbeitszimmer, alles andere betrachtet er aus wohlwollender Distanz.

Ohne sie käme er nicht zurecht.

So formt sich eine Landkarte. Die Kinder beugen sich darüber, versuchen herauszufinden, welche Wege schiffbar sind, wenn die Katastrophe eingetreten ist, wenn auf dem Schiff der Eltern nur noch einer steht, wenn sie an Bord gehen und es so gut wie möglich steuern müssen.

Das Schiff der Eltern kennen sie in groben Zügen. Aber nur in groben Zügen. Zu groß sind die Lücken, zu viele Schränke sind verschlossen. Das Zimmer des Kapitäns, den Kommandoraum, haben sie nie betreten. Es waren andere Zeiten.

Klippen zeigen sich, deren Gefährlichkeit sie nicht richtig einschätzen können, Gegenströme, von denen niemand

weiß, wann sie zum Kentern führen. Und ihre Meßinstrumente sind so ungenau, daß man sich kaum auf sie verlassen kann.

Voller Ahnung, unsicher und ängstlich, warten sie auf den Donnerschlag. Trotz ihrer ergrauten Haare und ihres selbstsicheren Erwachsenengehabes sind sie kleine Kinder. Sie drücken sich aneinander, entdecken ihre Zusammengehörigkeit, ihre alte kindliche Verschworenheit gegenüber der elterlichen Macht wieder. Verdrängt und vergessen sind die Widersprüche aus einer Zeit, in der sich jeder einen Weg ins Leben bahnte, der nicht unbedingt mit dem des anderen im Einklang stand. Es gibt keinen Ältesten und keinen Jüngsten mehr, sie stehen auf gleicher Stufe, schützen einander. Jetzt werden viele Dinge gesagt, die nie ausgesprochen worden sind, Geständnisse werden gemacht, die kurz zuvor noch unmöglich gewesen wären. Jetzt sind es Banalitäten, und sie verletzen niemanden mehr.

Nicht alles wird gesagt. Jeder war ihr Kind, keiner kann genau wissen, welche Beziehung der andere zu den Eltern hatte.

Für welchen Elternteil wird man sich aussprechen? Wer würde sich besser eignen, am Leben zu bleiben? Wer würde die wenigsten Umstände, die wenigsten Sorgen machen? Wer am wenigsten «stören»? Wen soll man aufgeben, an wem festhalten?

Über die Liebe für sie, über die kommende Trauer spricht man nicht. Man denkt nicht darüber nach, wen man mehr liebt. Das sind Fragen, an die man nicht rührt, die unbeantwortet bleiben, die alles Wissen nicht beantworten kann, also hält man sich lieber an die Fakten.

Hinter dem Wust von Worten hat man insgeheim eine

Wahl getroffen. So insgeheim, daß man es selbst nicht weiß. Man hält sich an ein «Vielleicht». «Vielleicht wäre es besser, wenn . . .», «vielleicht sollte sie . . .», «vielleicht sollte er . . .».

In dieser Lebensfrage können sie sich die Köpfe heiß reden, so viel sie wollen, und sich Andeutungen von entsetzlicher Parteilichkeit erlauben, zu guter Letzt entscheiden zum Glück nicht sie. Verwirklicht, umgesetzt, zur Tat geschritten wird woanders, in den Zellen, im Körper der Eltern. Das ist Sache des großen Unbekannten.

Ihnen bleibt nur zu warten. Warten auf den Donnerschlag.

Nachforschungen

Als mein Vater starb, blieb meine Mutter zunächst bei sich zu Hause, in ihrem Haus. Wir dachten, daß sie trotz der Einsamkeit einigermaßen damit zurechtkommen würde. Sie war eine lebhafte, neugierige Frau. Lange Zeit schleppte sie einen todmüden Mann durchs Leben. Für sie mußte es eine Befreiung sein. Ich stellte mir vor, daß sie mich in Paris besuchen, an unseren Urlaubsorten zu uns stoßen würde. Ich würde sie abholen, mit ihr spazierengehen.

Seit einigen Jahren hatte sich mein früher so chaotisches Privatleben stabilisiert. Ich tat endlich, was man in Familien eben tut. In rosa Farben malte ich mir eine hübsche Mutter-Tochter-Geschichte aus, endlich würden beide, nachdem alle Streitigkeiten beigelegt, alle Reibereien vergessen waren, Zeit füreinander haben. Ich würde ihr Reich betreten, sie mich in meinem besuchen, und wir würden, nachdem wir die Waffen gestreckt hatten, in Frieden und Ruhe gemeinsam den Sonnenuntergang genießen. Ich war bereit, hatte Lust dazu.

Und tatsächlich hielt sie sich am Anfang wacker. Dann ging es bergab. Damit sie Gesellschaft hatte, nötigten wir sie, gegen ihren Widerstand eine Studentin bei sich aufzunehmen. Das Mädchen kam aus Tahiti, war sanftmütig und sehr allein. Meine Mutter rappelte sich wieder auf. Sie erzählte von ihrem Schützling, von dessen Schwierigkeiten